Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 23 (1919-1920)
Heft: 4

Artikel: Tagebuchblätter von Nanny von Escher : Albis-Langnau [Schluss folgt]
Autor: Escher, Nanny von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662087

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weiße Wolken.

Der Himmel ist flockig eingesponnen.
Großmutter sagt: „Es wird Wolle gesponnen!"
Großmutter sagt von den flaumigen, feinen,
Schneeweißen Wolken, den hellen, den reinen,
Den wunderbar lichten: „Seht, wie sie grasen,
Die Silberschäflein auf himmlischem Rasen.
Sie weiden hoch oben im blauen Azur,
Auf ferner, unübersehbarer Flur."
Und wenn sie sich wollig bauschend auftürmen,
Vom Föhnwind geballt sich jagen und stürmen,
Dann sagt Großmutter: „So will's mir gefallen,
Nun lassen die Silberschäflein es fallen,
Das flaumige, weiße Kleidchen von Wolle.
Nun Kinder paßt auf! Nun kommt die Frau Holle
Und spinnt aus dem flockigen, schimmernden Flaum
Viel neue Gewändlein mit silbernem Saum,
Mit Spitzen und Zacken und flimmerndem Glanz
Und allerhand zierlichem Firlefanz."
Großmutter weiß viele reizende Märchen
Und allerliebste, kleine Histörchen.
Sie weiß von alten und neuen Zeiten
Wunderbar traute Begebenheiten.
Doch das von den Wolken hat mir von allen
Immer am allerbesten gefallen.

Hulda Seiler.

Tagebuchblätter von Nanny von Escher,
Albis-Langnau.

Albis, 8. April.

Wie die Himmelsschlüsselchen draußen am Straßenrand, so drängen in meinem Kopf Wünsche und Pläne hervor. Sie möchten mir die Zukunft erschließen.

Besuch — Geplauder — nichts geleistet und doch müde. Wenn ich nur endlich etwas in meine Zeit hineinbrächte! Die bloße Reinschrift eines einzigen Gedichtes Tag für Tag würde mir Befriedigung gewähren, aber der Haushalt ist ein Tyrann, der sich nicht um Verse kümmert.

Ein Polytechniker, der neulich hier war, überraschte mich mit einem Manuskript, das ich prüfen soll. Er benütze die Mußestunden zu belletristischen Aufgaben, möchte aber nicht länger ohne Austausch in dieser Weise tätig sein und sei drum auf den Gedanken verfallen, mich ins Vertrauen zu ziehen und mir zu zeigen, was noch keiner gesehen habe. Ich kannte ihn bis

jetzt nur oberflächlich und hatte mich wenig mit ihm beschäftigt. Nun will ich mir Mühe geben, ihm das zu sein, was er hofft: eine treue Beraterin, der er rückhaltlos sein Innerstes offenbaren kann.

Wieviel zutraulicher doch die Männer sind als wir Frauen! Unter den Freundinnen ist keine, der es einfiele, mir so zu schreiben wie dieser Fremde schreibt. Bei uns fehlt halt der Glaube an gegenseitiges Verständnis; der Mann dagegen gewinnt ihn leicht und läßt sich durch kein Hemmnis abschrecken.

Den 10. April.

Die kleinen Geschehnisse des Tages führen mich wieder um Jahrzehnte zurück. Ich erhielt einen langen Brief vom Gatten einer einstigen Köchin. Nur während eines Sommers hatte Lisette hier regiert, allein ihre Anhänglichkeit ist so groß, daß ihr Mann dringend bittet, ich möchte sein treu besorgtes Mütterchen, wie er die Alte nennt, einmal besuchen. Zwischen den auffallend schön geschriebenen Zeilen guckte die Vergangenheit hervor. Während Lisettens Hiersein hatte sich Mama gar nicht für den Haushalt interessiert. Im Vollbesitz geistiger und körperlicher Kraft und Freiheit durchstreifte sie mit den Gästen die Gegend und ließ mich, das unerfahrene 19jährige Ding, daheim schalten und walten. So kam es, daß Lisette nur nach mir — „ihrem Fräuli" — fragte, und weil ihr Sinn stets aufs Heiraten gerichtet war, schmiedete sie auch beständig Zukunftspläne für mich. Nur das Beste schien ihr gut genug — ein Herr Pfarrer!

Meine Versicherungen, zu einer Pfarrersfrau würde ich unter keinen Umständen taugen, verfingen bei der treuen Seele nicht. Immer wieder bestürmte sie mich mit wohlgemeinten Vorschlägen zur Erlangung des von ihr erhofften Zieles. Aus alledem ersah ich, wie rührend sie mir zugetan war, und als sie an der Seite des viel jüngeren Gatten im eigenen Heim einzog, gönnte ich ihr diese Errungenschaft von Herzen. Nun konnte sie endlich „Mütterlis spielen" wie wir sie oft geneckt hatten.

Ein lustiger Zufall wollte, daß just heute Nachmittag einer der Geistlichen bei uns anklopfte, der zu Lisettens Hiersein häufig bei uns ein- und ausgegangen war. Als ich seinen lauten Ruf beim Gartentörchen hörte, war mir zu Mut, wie wenn dreißig Jahre ausgetilgt wären.

Dieser Gast zählte zwar nur zum Bekanntenkreis im allgemeinen, nicht zu den Bevorzugten unserer Köchin. Über einen Freisinnigen, der obendrein politisch sehr links stand, hätte sie die Nase gerümpft.

Doch der Brief am Morgen und der unverhoffte Besuch bedeuteten für mich ein Untertauchen im Jungbrunnen. Auch das Gespräch mit dem Pfarrer tat mir wohl. An ihm ist nichts von schablonenhafter Frömmigkeit, die uns oft aus den Kirchen vertreibt. Was wir als Religion empfinden und heilig halten, bildet den Grundzug seines liebenswürdigen Wesens.

Abends las ich die Skizze des Polytechnikers; sie ist hübsch — fast zu poetisch. Es schildert mir zuviel tanzende Wellen und plätschernde Fischlein und zu wenig Menschen mit ihrem Haß und ihrer Liebe.

Den 12. April.

Zum ersten Mal draußen gefrühstückt. Wie gut das schmeckte! Die Finkenschar zwitscherte ihr Morgenlied, gelbe Falter flatterten vorbei, und Knaben mit Botanisierbüchsen stiegen singend den Berg hinauf. Alles atmet Lenzesluft. Der Polytechniker hat meinen Rat in Bezug auf den Ausbau

seiner Skizze höchst vernünftig aufgenommen und noch eine andere zur Beurteilung geschickt, sowie sein erstes Gedicht, das flotten Rythmus und schöne Gedanken aufweist, jedoch im Ganzen nicht harmonisch wirkt, weil der Fünfundzwanzigjährige zuviel in die paar Strophen hineinlegen wollte. Ich werde ihn bitten, mit dem Reichtum seiner Empfindungen sparsamer zu haushalten.

Wenn ich überdenke, wie urplötzlich dieser Verkehr sich gestaltet hat, will mir scheinen, als sei aus der Gruft eines jüngst verstorbenen Freundes schon ein Blümchen hervorgesproßt. Was verloren ging, ersteht wieder in anderer Gestalt.

Den 13. April.

Es regnet Besuchsanmeldungen für die nächsten Tage. Der eine, der mehrere Wochen im Tessin war, möchte erzählen, was er in Kirchen und Klöstern an Kunstschätzen aufgestöbert hat; der andere will am Sonntagmorgen in aller Frühe den Ütliberg ersteigen und nach der langen Wanderung über den Grat hier rasten. Vermutlich wird auch er Kopf und Brieftasche mit Wissenswertem füllen.

Den 16. April.

Als Mama Abends aus dem Garten, wo sie die Arbeit des Tagelöhners überwacht hatte, zu mir ins Zimmer trat, brach sie in die alte Klage aus: „Wer wird dafür sorgen, daß draußen alles richtig gemacht wird, wenn ich nicht mehr am Leben bin?"

Ich suchte sie zu trösten, indem ich versicherte, solche Reflexionen müsse jeder Mensch durchkämpfen, mir z. B. wäre der Gedanke auch schmerzlich, sterben zu sollen, bevor meine Arbeiten ins Reine geschrieben seien.

„Ja," erwiderte Mama, „bei dir handelt es sich aber nur um Verse, bei mir dagegen um den Grund und Boden, auf dem wir stehen."

Da ich mir den Einwand erlaubte, die Welt pflege die Geistesarbeit ebenso hoch zu taxieren wie Taglöhnerarbeit, zuckte sie die Achseln und meinte noch einmal: „'s sind aber doch nur Verse, ob die geschrieben werden oder nicht, ist gleichgültig."

Daß eine sonst so kluge Frau nur dem einen Gebiet, auf dem sie allerdings Abnormes leistet, Wichtigkeit beimißt, ist interessant.

Den 18. April.

Sechseläuten! Aber die Sonne fehlt zum Frühlingsfest. Noch seh ich einen der Freunde, wie er vor Jahren als Anführer einer lustigen Musikbande durch die Straßen zog, nach rechts und links der gaffenden Menge Kratzfüße machte und Handküsse und Kußhände verteilte.

Es ist lange her; doch die Freundschaftsgeige, nach deren Takt wir seitdem tanzten, hat immer dieselbe Melodie gespielt. Oft haben Festtagsglocken drein geklungen und uns aus dem winterlichen Alltag fortgelockt ins Frühlingsreich der Träume. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, können wir das Sechseläuten als Geburtstag unseres geistigen Zusammenlebens feiern.

Den 19. April.

Die Frau des Gärtners holte große Schachteln, aus denen sie — wie sie uns erklärte — zwei Ministrantenkronen anfertigen möchte. Sie benähe die Form mit einzelnen Stechpalmblättchen. Keine Ecke des Untergrundes

dürfe sichtbar sein. Jedes Blatt werde mit etwas Goldstaub beklebt, und vorn in die Mitte der „Palmenkrone" stecke sie ein mit Goldpapier überzogenes Kreuzchen.

„Das sieht prächtig aus," sagte das junge Weib, und seine Augen funkelten vor Stolz und Freude. Während sie die kleinen Ministranten beschrieb, gedachte ich eines toten Freundes, der auch als Bübchen im roten Chorrock und weißen Hemdchen bei der Messe hatte zudienen müssen und oft und gern von solchen Jugenderlebnissen berichtete.

Die treuherzige Frage der Frau: „Nicht wahr, die Schachteln reuen Sie nicht, sie sind ja für ein gutes Werk bestimmt, für die Kirche!" konnte ich freudig bejahen. Zu den Primitien, für welche die festlichen Vorbereitungen getroffen werden, sind wir ebenfalls eingeladen, weil der jugendliche Priester zu unsern Schützlingen zählt.

Den 23. April.

Trotz des grauen, naßkalten Wetters kam der junge Schriftsteller. Volle zwei Stunden haben wir zusammen an seinen Sachen gefeilt und oft hellauf gelacht, wenn die poetischen Wendungen zu groben Mißverständnissen verleiteten. Glückstrahlend zog er Abends mit seinen Manuskripten ab, um — wie er versicherte — bald wiederzukehren; denn er müsse sich halt aussprechen. Zu Hause sei es in dieser Beziehung trostlos. Der Bruder habe nur Sinn für Maschinen und mathematische Berechnungen, und der Mutter könne er gar nichts sagen. „Sie hat mich schon als Bübchen nicht verstanden, geschweige jetzt als Mann," setzte er halb traurig, halb erbittert hinzu.

Den 28. April.

Ein befreundeter Pfarrer verplauderte den Nachmittag mit uns. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schwirrten im Gespräch wild durcheinander. Besonders die letztere gebärdete sich stürmisch. Die Kirche bedürfe als Institution einer Neubelebung, äußerte er besorgt. Gewiß soll alte Wahrheit in neuer Form verkündet werden. Wie wir die ersten Veilchen aus dem Garten, die vor 30 Jahren auf ein mit Rissen überzogenes Untertäßchen gelegt worden wären, heute in eine kleine Silbervase stellen, so wollen wir die Schönheiten des Evangeliums durch gebildete, geistvolle Kanzelredner zu hören bekommen, sie sollen uns nicht in langweiligen Auslegungen verleidet werden.

Den 29. April.

Fünf unerwartete Gäste überraschten uns. Jeder rückte möglichst früh ein, um allein zu sein, aber immer wieder folgte ein anderer nach. Am meisten interessierte mich der katholische Schützling, jetzt Domvikar. Früher hatte er uns nur besucht, um seinen alljährlichen kleinen Studienbeitrag einzuziehen, und wir hatten ihn bei diesem Anlaß stets im Garten empfangen. Nun stand er zum ersten Mal als gemachter Mann vor unserer Türe. Aus dem armseligen, schüchternen Fabriklerssohn war über Nacht ein geistlicher Herr geworden, der selbstbewußt sein schwarzes Gewand trug. Als ich ihn bat, mir ins Haus zu folgen, schaute er mich verwundert an und überschritt nur zögernd die sonst so ungastliche Schwelle. Im Salon jedoch fühlte er sich sofort zurecht, tauschte mit den anderen Studenten Erinnerungen an die Studienjahre aus, sprach von einer geplanten Romfahrt, von seinem Doktor-Examen, kurz von allem, was ihn bewegte, und überbrückte mit gründlichem Wis-

sen so geschickt alle Klassenunterschiede, daß ich ihn im Stillen aufrichtig bewunderte.

Den 4. Mai. — Geburtstag.

Die roten Herzchenblüten und die Veilchen, die ich aus dem Garten heraufgeholt habe, erzählen vom Frühling. Wie ein Märchen klingt's; denn im Hause ist es noch immer düster und kalt.

Ich denke an leuchtende Maien-Tage vergangener Jahre. Plötzlich huscht ein Sonnenstrahl vorbei wie ein eiliger Freundesgruß, und wenn es auch nachher wieder dunkel wird, so war es doch einen Augenblick hell. Eine deutsche Freundin fragt in ihrem Brief, ob ich mich meines Geburtstages erinnere, den wir im Jahre 77 zusammen im Veytaux-Chillon gefeiert haben. Sie schreibt: „Damals schmückte ich Dich mit rosa und himmelblauen Bändern — ich sehe sie noch vor mir! Du gingst im Flügelkleide der Jugend. Inzwischen bin ich eine alte Frau geworden, älter als jene Frau Oberst, die uns beide bemutterte, und auch Du rückst in die höhern Semester." Die Dame täuscht sich nicht. Den Gabentisch, den sie mir damals aufgebaut hat, sehe ich im Geist an jedem 4. Mai so deutlich, als hätte ich erst gestern die schönen bunten Bänder weggenommen, die sich um „Die aegyptische Königstochter," den dreibändigen Roman von Georg Ebers, schlangen. In der Mitte stand das Tintenfaß mit silbernem Deckel, das Mama gestiftet hatte, und daneben das fein bemalte Patience-Kartenkästchen, die Arbeit eines deutschen Freundes. Viele Blumen waren auch dabei. Die schönsten stammten aus dem Garten des Nachbarhauses, wo die Berner-Damen wohnten, deren Bekanntschaft ich einst auf dem Weg zur Kirche gemacht hatte und bei denen ich täglich verkehrte und alte Bernerart lieben lernte. Bisher war mir auf der Durchreise die Bundesstadt hauptsächlich interessant gewesen wegen unseres Zunfthauses, der Pfistern, und wegen des Zeitglockenturmes mit seinen Figuren, aber jetzt hatte ich in einem weiblichen Nachkommen des großen Haller eine mütterliche Freundin gewonnen und durfte später voll Stolz dichten: „Ich bin von Zürich und ich bin von Bern!"

Den Bändern, die verblaßten, und den Rosen, die welkten, schicke ich keinen Seufzer nach. Der wertvollste Besitz jener Tage, die Freundschaft, hat alle Jahrzehnte überdauert.

Den 7. Mai.

Mich rührt die Gutherzigkeit des Volkes. Eine Frau aus der Umgegend erzählte mir, gestern habe ihr Mann einen jungen Burschen heimgebracht, der ihn nach einem Nachtquartier gefragt hatte. Er sei von Luzern hergekommen, ganz durchnäßt. Da habe er am warmen Ofen die Kleider trocknen können und ihm sei an ihrem Tisch so wohl geworden, als wäre er in sein Vaterhaus zurückgekehrt. In des Knechtes Kammer habe er geschlafen, und am Morgen sei er so glücklich und und dankbar gewesen, daß ihr Mann es nicht übers Herz brachte, ihn zu verabschieden. Eltern und Geschwister habe er keine mehr, Arbeit konnte er nicht finden und irgendwo müsse er doch sein.

So argumentieren diese Menschen, die in unsern Augen nichts besitzen, aber allen gegenüber, die noch weniger haben, wahre Krösusse sind.

Ein kranker Schreiner ist seit Wochen bei ihnen zu Gast. „Der ist ein widerlicher, mürrischer Gesell, der es mit keinem gut meint," klagte die

Frau, aber trotzdem pflegt sie ihn, kocht ihm kräftige Suppe, damit er wieder erstarken könne und übt das Christentum in solch tätiger Weise, daß ihrethalb die Theologen weder ein Buch über „Sie müssen," noch „Sie müssen nicht," zu schreiben brauchen.

Den 8. Mai.

Heute haben wir einen Frühlingssonntag, wie Goethe ihn im „Faust" schildert. Über der Landschaft Sonnenglanz und fröhliches Leben überall. In blumengeschmückten Wagen fuhr eine Schar weißgekleideter Mädchen zum Sängertag ins Nachbardorf. Schützen mit Musik und Fahnen folgten. Kinder mit großen Blumensträußen tummeln sich auf der Straße und springen wie kleine Hunde bald hinüber, bald herüber, den Weg, den die Erwachsenen bedächtig schreiten, mehrfach messend. So oft ich ans Fenster trete, gibt's etwas zu beobachten. Auch zu uns kamen freundliche Lenzboten. Zum ersten Mal sind die Strohhüte an den winterlichen Filz vertauscht worden; wie Friedensfähnchen erscheinen sie mir nach langem Sturm. Vom österreichischen Baron, der über genealogische Fragen mit mir korrespondiert, erhielt ich mit der Morgenpost eine hübsche Regimentskarte, zu der er selbst die Zeichnung entworfen hatte, und der Polytechniker schickte ein großes Paket Gedichte und Skizzen. So treibt auch der Menschengeist üppige Blüten, die meine Einsamkeit beleben, sobald das Geplauder der Gäste verstummt. Eine liebenswürdige Amerikanerin, die mich kürzlich besuchte, hatte allen Ernstes versichert: „Ihr Umkreis ist weiter als der Umkreis derjenigen, die in der Welt leben und Sie erblicken mehr, weil Sie mit dem Herzen sehen, nicht bloß mit den Augen".

Den 12. Mai.

Nur einen Gast hat der Himmelfahrtstag heraufgelockt. Da konnten wir in Ruhe plaudern und wirklich Feiertag halten. Abends las ich Mama aus der Chronique des Chevalier Louis de Diesbach vor, und der Name zauberte Erinnerungen an schöne Maientage herauf, die ich vor Jahren mit der liebenswürdigen alten Frau von Diesbach in Baden verlebt hatte, und an die dortige Begegnung mit Dranmors Schwester, die mir besonders interessant gewesen war, erzählte sie doch manches aus dem wildbewegten Leben des Dichters, was ich als wertvollsten Badener-Kram heimbrachte.

Den 15. Mai.

Viele Leute waren hier, zum Teil solche, die uns wirklich ihre Aufwartung machen, und andere, die mit scheuem Gruß vorbeigehen wollten und die wir dann, irgend einem Impuls folgend, einluden, sich ein Weilchen zu uns in den Garten zu setzen. Unter den Letztern befand sich ein Geschwisterpaar, das wir dem Namen nach von der Stadt her kannten.

Nachdem wir eine halbe Stunde im Freien uns unterhalten hatten, fragte ich das Fräulein, ob sie sich die Aussicht auf dem Balkon ansehen wolle, und als sie dankend bejahte, geleitete ich sie hinauf. Da sie von See und Bergen sehr entzückt war, forderte ich auch den Bruder auf, mit mir ins Haus zu gehen. Als wir den Saal betraten, durchflutete die Abendsonne den ganzen Raum. Der vergoldete Reiter auf dem Kamin schien zu leben, und über das dunkle Bild des Geharnischten im Hintergrunde tanzten fröhliche Lichter. Auch das ernste Gesicht meines Begleiters hellte sich auf. Er war wie verwandelt. Für alles interessierte er sich, und mehr als ein Mal er-

klärte er mit feierlicher Stimme: „Was alt ist, macht uns ja immer einen ehrwürdigen Eindruck, aber wenn Altes obendrein schön ist wie hier, dann gewährt es einem hohen Genuß einen solchen Einblick in die Vergangenheit zu tun."

Offenbar ging ihm ein neues Verständnis auf. Vielleicht waren ihm die sogenannten Vornehmen bisher ein unverständlicher Begriff gewesen, über den er von seinem Standpunkt aus wohl zuweilen geschimpft haben mag, weil's die Überlieferung so wollte. Nun schachtelte er sie urplötzlich geschichtlich ein, fand sich mit ihnen zurecht und freute sich sogar, daß ihre Spuren nicht verwischt sind, daß ich fest in ihren Stapfen stehe.

Der Händedruck, mit dem mir der schlichte Mann dankte, war wie ein Huldigungsakt, der dem historischen alten Zürich galt. (Schluß folgt.)

Ist ein Kräutlein, das heißt Bitterkeit...

Ist ein Kräutlein, das heißt Bitterkeit,
Sprießt in manchem Lebensgarten;
Ist verwachsen dort in herbem Leid,
Und im Leid muß stets der Mensch sein' warten.

Will das Kräutlein dir im Herzen sprießen,
Laß es nicht zu tief dort Wurzeln fassen,
Daß nicht Kräfte sich darein ergießen,
Die für andres Wachstum besser passen.

Trachte unentwegt es zu vernichten,
Und an seiner Stelle säe neue
Edle Samen: Güte, Nächstenpflichten
Und den Glauben an die Menschentreue.

Johanna Siebel.

Unser Schweizerhaus im Lichte der Zahlen.*)

Von Ulr. Kollbrunner, Sekundarlehrer, in Zürich 2.

Der Weltkrieg hat uns viel gelehrt. Wir wurden aufmerksam gemacht auf Dinge, an denen wir früher achtlos vorübergingen. Wir achten wegen der Teuerung auf alle Preise, bringen der Landwirtschaft das größte Interesse entgegen und lesen mit Begierde die Berichte, die uns eine Verschlimmerung oder Verbesserung melden. So mögen auch die folgenden Ausführungen Beachtung finden, obwohl sonst trockenes Zahlenmaterial oder bloße statistische Zusammenstellungen wenig Unterhaltung zu bringen vermögen.

Die Schweiz birgt auf ihren 41,298 Quadratkilometer 3,750,000 See-

*) Viele Mitteilungen sind den vortrefflichen Lehrbüchern der Professoren Dr. Letsch und Dr. Flückiger entnommen.